

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 160.

Posen, den 15. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

13. Fortsetzung.

(Nachdruck untersagt.)

XVI.

Irene Wendermots Rückreise nach London war alles andere als angenehm, da sie sich mit einem Stehplatz in einem Zuge begnügen mußte, der mit bedeutender Verspätung ankam. Vom Waterloo-Bahnhof aus schlug sie den Weg nach dem Strand ein. In der Nähe der Brücke stieß sie auf einen hübschen, jungen und gutgewachsenen Mann.

„Irene, du? Das heiße ich Glück!“

Sie lächelte flüchtig und reichte ihm die Hand. Aber es war deutlich zu sehen, daß die Begegnung ihr keine große Freude machte.

„Ich weiß nicht, was das Glück damit zu tun hätte,“ antwortete sie. „Augenblicklich habe ich keine Zeit, mich mit dir zu unterhalten. Ich muß auf die Redaktion.“

„Darf ich dich wenigstens eine Strecke begleiten?“

„Wenn es dir der Mühe wert ist, kann ich dich daran nicht hindern.“

Er sah sie vorwurfsvoll an, während er neben ihr herschritt.

„Du mußt mir nichts nachtragen,“ sagte er. „Bielleicht habe ich mich ein wenig voreilig und scharf über deine Berufstätigkeit ausgesprochen. Sie ist mir nicht sehr angenehm, und ich werde wohl auch nie meine Ansicht darüber ändern. Aber ich habe sie ausgesprochen, und damit ist die Sache erledigt. Du wirst doch nicht dadurch eine Entfremdung zwischen uns entstehen lassen wollen, nicht wahr?“

„Im Augenblick nimmt meine Tätigkeit meine ganze Zeit und meine ganzen Gedanken in Anspruch.“

„So, daß ich völlig zu kurz komme, wie?“

„Mein lieber Cecil, wann habe ich dir je Grund gegeben, anzunehmen, daß meine Gedanken sich mit dir beschäftigen?“

Er hatte sich vorgenommen, nicht ungehalten zu werden, und daher überhörte er geflissentlich ihre Worte und ihr Lachen.

„Darf man wissen, wie es mit der Arbeit geht?“

„Danke, es geht ganz gut. Der Chefredakteur machte mir schon Komplimente über meine Arbeit, und die anderen Journalisten behandeln mich völlig als Kollegin. Ist das nicht nett von ihnen?“

„Meinst du?“ murmelte er zögernd.

„Der wichtigste Auftrag, mit dem man mich bisher betraute, liegt hinter mir. Ein fabelhaftes Glück hatte ich. Ich mußte einen Missionär interviewen.“

„Aber das ist doch keine Aufgabe für dich.“

„Das muß ich wohl am besten beurteilen können,“ antwortete sie kühl. „Ich bin nun einmal Journalistin, und solange ich mir damit ehrlich meinen Unterhalt verdiene, ist es gleichgültig, ob ich eine Frau bin oder nicht. Wenn jeder so höflich zu mir wäre wie Herr Trent, würde ich mich glücklich schätzen.“

„Wie wer?“ rief er.

Sie sah ihn erstaunt an. Sie waren jetzt am Strand angelangt. Aber er war plötzlich stehengeblieben und hatte heftig ihren Arm umklammert, anscheinend ohne zu bedenken, wo sie waren. Leicht verstimmt löste sie ihren Arm aus seinem Griff.

„Was fällt dir ein, Cecil? Starre mich nicht so an und gehe weiter, wenn du nicht willst, daß ich dich stehen lasse. Ja, der augenblicklich bei uns herrschende Personal-mangel veranlaßte meinen Chef, mich zu Herrn Trent zu schicken; und es gelang mir wirklich, ihn zu sprechen zu bekommen, obgleich ich es nicht erwartet hatte. Auch verlieh er mir die Erlaubnis, von seinem Hause eine Skizze zu machen. Ich bin mit mir sehr zufrieden.“

Der junge Mann ging eine Weile schweigend neben ihr her. Bei der Überquerung des Fahrdamms fiel ihr Blick zufällig auf sein Gesicht.

„Aber, Cecil, was ist dir?“

Er sah sie mit ungewöhnlichem Ernst an.

„Ich dachte gerade darüber nach, wie sonderbar es manchmal in der Welt zugeht. Also du warst bei Trent, ihn für euer Blatt zu interviewen, und er war höflich zu dir?“

„Daran ist doch nichts Besonderes,“ unterbrach sie ihn. „ungeduldig. Sprich nicht in Rätseln. Wenn du etwas zu sagen hast, sage es rund heraus und starre mich nicht wie ein Wundertier an!“

„Ich habe dir eine Menge zu sagen,“ antwortete er unbeirrt. „Wie lange mußt du auf der Redaktion sein?“

„Ungefähr eine Stunde, vielleicht auch noch länger.“

„Dann werde ich auf dich warten.“

„Das möchte ich lieber nicht. Es ist mir nicht angenehm, wenn man mich dort in Herrenbegleitung kommen sieht.“

„Darf ich dich dann in deiner Wohnung aufsuchen?“ Ich habe dir etwas von Wichtigkeit zu sagen, Irene. Etwas, das nur dich angeht.“

„Du spekulierst auf meine Neugierde, um mit mir Tee trinken zu können,“ lachte sie. „Also gut, sei gegen fünf in meiner Wohnung.“

Er grüßte und entfernte sich mit einem ernststen Ausdruck auf dem jugenhaften Gesicht. Vor ihm lag eine Aufgabe, die ihm nicht sonderlich behagte.

Irene betrat das Zeitungsgebäude und ging durch lange Korridore, bis sie die Tür erreichte, an der „Chefredakteur“ stand. Auf ihr Klopfen wurde sie sofort zugelassen.

Ein hagerer, dunkelhaariger und bebrillter Mann, Anfang der Dreißiger, mit einer Zigarette im Munde, sah von seiner schriftlichen Tätigkeit auf. Er forderte sie mit einer einladenden Handbewegung zum Platznehmen auf, ohne jedoch auch nur einen Augenblick im Schreiben innezuhalten.

„Schon zurück, Fräulein Wendermot? Das ist brav. Und was haben Sie erreicht?“

„Ein Interview und eine Skizze vom Hause,“ antwortete sie heiter.

„Ein Interview? Das ist großartig! War er sehr grob?“

„Im Gegenteil. Er antwortete mir auf alle Fragen, die ich ihm stellte und erzählte mir selbst noch mehr.“

„Nun ich alles in seinen eigenen Worten hätte nieder- schreiben können, würde es Sensation erregen.“

Der gewaltige Mann schrieb schweigend eine Weile weiter. Er war gerade bei einem belangreichen Punkt seines Artikels. Seine Feder ging etwas stockender, hielt inne und hastete darauf mit doppelter Geschwindigkeit über das Papier.

„Lesen Sie bitte die ersten Zeilen Ihrer Notizen vor,“ befahl er.

Irene tat es. Der andere war anscheinend in seine Arbeit vertieft, aber als sie schwieg, nickte er anerkennend.

„Sehr gut. Geben Sie sich keine Mühe, zu verbessern. Lassen Sie es so stehen und tragen Sie Sorge, daß man mir den Bürstenabzug vorlegt. Wo ist die Skizze?“

Sie überreichte ihm die Zeichnung. Er ließ seinen Artikel einen Augenblick im Stich und steckte sich eine neue Zigarette an. Dann nickte er, kitzelte hastig einige Größenmaße auf den Rand der Skizze und ging wieder an die Arbeit.

„Trefflich gemacht,“ entließ er sie. „Geben Sie sie Smith. Kommen Sie um acht Uhr zurück, die Korrekturproben durchzusehen, wenn ich damit fertig bin. Interviews und Skizze sind gleich gut. Es wird schon mit Ihnen gehen, Fräulein Wendermot.“

Sie entfernte sich lächelnd. Es war das längste Gespräch, das sie bisher mit dem Chefredakteur geführt hatte. Sie suchte die erste beste Stenotypistin auf, die gerade frei war und diktirte ihren Artikel, bequem hintenüber in ihren Sessel gelehnt, ohne hier und da mehr als eine Kleinigkeit zu ändern. Sie wußte nur zu gut, wer mit einigen energischen Strichen den ganzen Artikel in eine Form gießen würde, die so sehr von den Lesern der „Täglichen Rundschau“ geschätzt wurde. Ihre Tätigkeit nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und es war mehr als eine Stunde verstrichen, als sie aufstand und ihre Handschuhe anzog.

„Um acht Uhr komme ich zurück,“ erklärte sie. „Der Artikel muß aber zuvor zum Chefredakteur. Liegt sonst noch etwas für mich vor?“

Die Stenotypistin verneinte, und Irene verließ das Haus. Plötzlich fiel ihr Cecil Davenant ein und sein eigenartiges Betragen. Sie sah auf die Uhr, und nach einem Moment des Zögerns rief sie eine Autodroschke herbei.

„Cupole Street Nr. 81,“ befahl sie. „Es ist allerdings etwas leichtsinnig,“ fügte sie in Gedanken hinzu, „aber ich glaube es mir heute wohl erlauben zu können.“

XVII.

„Irene,“ sagte Cecil ernst, „ich möchte mit dir über deinen Vater sprechen.“

Sie sah erstaunt auf.

„Ist das notwendig?“

„Ich glaube doch. Was ich dir erzählen werde, ist nicht gerade etwas Erfreuliches. Du wirst glauben, daß man dich schlecht behandelt hat, und das stimmt. In einem schwachen Augenblick habe ich mit den andern mein Wort gegeben. Ich werde es jetzt brechen. Es wird das Beste sein.“

„Fahre fort.“

„Du bist getäuscht worden. Man hat dir immer erzählt, dein Vater sei im Gefängnis gestorben; nun, das stimmt nicht.“

„Was sagst du?“

Ihre bestürzte Stimme klang sonderbar schrill durch das kleine Zimmer. Er bemerkte den herausziehenden Sturm, und die Aufgabe, mit der er sich betraut hatte, dünkte ihm noch schwerer als zuvor.

„Laß mich einen Augenblick reden,“ bat er. „Ich muß dir einiges erzählen, was dir bereits bekannt ist, damit anderes, was du noch nicht weißt, deutlicher wird. Dein Vater war der zweite Sohn verschwenderischer Eltern; er besaß buchstäblich nichts und verstand in keiner Weise, sich Geld zu verdienen. Ich tadele ihn nicht deswegen — wer könnte das auch? Ich wüßte selbst nicht,

wie ich mir meinen Unterhalt verdienen sollte, hätte ich kein Geld. Mir würde es sicherlich ebenso ergehen wie ihm.“

Irene preßte die Lippen zusammen und schluckte hörbar. Der Mann zögerte.

„Du kennst ja die Geschichte mit der Regimentskasse. Natürlich machte man deinen Vater für alles verantwortlich, obwohl er nicht mehr als ein Werkzeug gewesen war. Sieben Jahre Gefängnis waren sein Los. Du warst damals noch ein Kind. Deine Mutter war gestorben. Als nun die sieben Jahre um waren, schmiedeten deine und meine Familie einen Plan, den ich immer für sehr egoistisch und ungerecht gehalten habe. Dein Vater stimmte leider zu — deinetwegen. Man erzählte dir, er sei im Gefängnis gestorben; wie ich dir schon sagte, trifft das nicht zu. Er hat seine sieben Jahre abgesehen, und wieder ein freier Mann, legte er sich einen anderen Namen zu. Bereits achtundvierzig Stunden später hatte er das Land verlassen.“

„O Gott!“ rief sie aus. „Und wo ist er jetzt?“

„Er ist gestorben,“ antwortete Cecil hastig. „Aber erst vor kurzem. Habe noch etwas Geduld, Du bist im Begriff, deinem Vorn die Zügel schießen zu lassen, und ich kann es verstehen. Aber höre noch einen Augenblick zu. Der Plan stammte von meinem Vater und deinen beiden Onkeln. Ich war immer sehr dagegen. Behalte das und sei gerecht. Die Auffassung war folgendermaßen: Die Gesundheit deines Vaters war untergraben, und wenn er die sieben Jahre überstand, was blieb ihm, wenn er wieder in die Welt hinaustrat? Er war, wie du weißt, ein Mann mit aristokratischen und luxuriösen Neigungen. Von allem wollte er das Beste haben — Gesellschaften, Klubs, Sport. Nun war ihm dies alles verschlossen. Er hätte sich nicht mehr an den früheren Orten zeigen können, und jeder Moment seines Lebens hätte ihm nur Demütigungen und Erbitterung gebracht. Für einen Mann wie ihn, war das Leben in England buchstäblich unmöglich geworden. Und dann du! Du warst ein hübsches Kind, und der Graf hatte keine leiblichen Erben. War dein Vater tot, würde die ganze Geschichte vergessen werden. Du könntest eine glänzende Partie machen, und ein häßliches Blatt in der Familiengeschichte würde dadurch ausgelöscht werden. So betrachtete man die Angelegenheit, und so stellte man sie auch deinem Vater vor.“

„Und er stimmte zu?“

„Ja. Er sah ein, daß es vernünftig war, um deinetwegen und der Familie willen, ebenso auch für ihn selbst. Der Graf setzte ihm ein Jahresgeld aus. Er verließ heimlich England, und erst vor einigen Wochen erhielten wir die Nachricht seines Todes.“

Irene stand auf. Ihre Wangen brannten von einem inneren Feuer. Ihre Hände waren geballt.

„Ich danke dem Himmel, daß er mir den Mut gab, mir allein und unabhängig von anderen ein eigenes Leben aufzubauen. Das kannst du allen sagen, wenn du magst, Cecil — meinem Onkel, Lord Davenant, deiner Mutter, eben allen, die an dieser trüben Geschichte beteiligt sind. Bestelle in meinem Namen, daß ich jetzt die wahre Geschichte weiß und sie alle feige Menschen sind. Bestelle ihnen auch, daß ich, so lange ich lebe, mit ihnen kein Wort mehr wechseln werde.“

„Ich befürchtete, du würdest es so auffassen,“ sagte er bedrückt.

„Es so auffassen!“ wiederholte sie, siedend vor Entzündung. „Wie könnte eine Frau etwas derartiges anders auffassen? Was würdest du empfunden haben, wenn du gehört hättest, man habe dich getäuscht, dich deiner Kindespflicht beraubt, und daß das Herz eines alten Mannes aller Wahrscheinlichkeit nach gebrochen wurde, nur um den Namen und das Ansehen einer degenerierten adligen Familie zu retten. Oh, wie hat man dies nur tun können! Wie hat man nur dazu den Mut aufgebracht!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Doppelgänger.

Novelle von Otto Wilhelm Beise.

Nach einer außerordentlich unruhigen und größtenteils durchwachten Nacht — deren bescheidener Rest durch üble und quälende Träume erfüllt war —, hatte sich der Bankdirektor Jost Dewitz sehr frühzeitig erhoben. Der natürlichen Erholung beraubt, deren er gerade in letzter Zeit, wo sein Körper wachsende Beschwerden des Alters zuweilen allzu laut und warnend kundgab, mehr als je bedurfte, frühstückte er sehr langsam und vorsichtig, ohne daß die heitere Morgensonne vermochte, seine schlechte Laune zu verbessern. Er war eben, wie man zu sagen pflegt, mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden und abergläubisch genug, um fest überzeugt zu sein, daß der beginnende Tag ihm nur Widerwärtigkeiten bringen könnte.

Als Dewitz endlich von seiner Mahlzeit aufstand, war es immer noch mindestens eine Stunde vor seiner üblichen Zeit. Trotzdem beschloß er, zu gehen. Vielleicht würde die frische Luft seine lästigen Grillen vertreiben. Aber ein kurzer Spaziergang durch den im ersten Frühlingschmuck prangenden Stadtpark vermochte nicht, ihn von seiner unerklärlichen, gedrückten Stimmung zu befreien.

„Ich werde mich an meine Arbeit machen,“ brummte Dewitz vor sich hin. Denn es war seine durch nichts zu ershörender Ueberzeugung, daß Arbeit das letzte und sicherste Allheilmittel gegen alle Krankheiten und Schmerzen sei, die nicht körperlicher Art waren. Kurz vor dem Gebäude, in dem sich sein Bankgeschäft befand, kam ihm dann noch der Einfall, diese ausnahmsweise frühe Stunde dazu zu benutzen, sein Personal einer gelegentlichen Kontrolle auf Fleiß und Pünktlichkeit zu unterziehen.

Wider seine sonstige Gewohnheit betrat er deshalb sein Kontor nicht durch die kleine, nur für ihn bestimmte Nebentür, sondern durch das große Hauptportal. Vor ihm schob sich ein Herr von distinguiertem Aussehen durch die Drehtür, der ohne zu zögern die weiten Abfertigungsräume durchschritt und erst vor der Kasse Halt machte, wo er anscheinend einen Sched präsentierte. Der Kassierer verbeugte sich in einer fast servilen Art, die ihm sonst im Verkehr mit dem Publikum nicht eigen war, wo er eher durch gemessenes und zurückhaltendes Wesen das Ansehen des Instituts, dem er diente, zu heben bestrebt war. Als Dewitz vorüberging, hörte er ihn gerade sagen: „Herr Direktor.“ In demselben Augenblick fiel das Auge des Kassierers auf Dewitz, und der Bankdirektor, eben im Begriff, die Tür zu seinem Allerheiligsten zu öffnen, konnte noch gerade sehen, daß der Kassierer ihn mit allen Zeichen tiefsten Schrecks ansah, erst todbleich wurde, während im nächsten Augenblick brennende Rote seinen Nacken und sein Gesicht überflammt.

„Er ist nicht ehrlich... er betrügt mich,“ flüsterte Dewitz vor sich hin, als er etwas erschöpft in seinen Ledersessel sank. „Ihn plagt sein unreines Gewissen — deshalb war er so erschrocken, als er mich zu so früher Stunde sah.“

Je mehr der Direktor den kleinen Vorfall überdachte, desto überzeugter war er, daß der Kassierer irgendwelche Veruntreuungen oder Unterschlagungen begangen haben mußte, oder doch zum mindesten plante. Nach geraumer Zeit, während der er nicht einen Blick auf die vor ihm liegende Post geworfen hatte, raffte er sich auf und schellte.

„Herrn Penner!“ sagte er zu dem Bürodienner.

Der Kassierer kam sofort. Er warf einen kurzen, prüfenden Blick auf seinen Chef und rang offensichtlich noch eben mühsam um seine Fassung. Dewitz beschloß, geraden Wegs auf sein Ziel loszugehen.

„Sie sind heute in einem Stadium seltsamer Erregung,“ sagte er kurz, „das mir aufgefallen ist. Ist irgendetwas Besonderes passiert?“

„Nicht eigentlich,“ stotterte der Kassierer, „nur — wirklich, ich hätte so etwas nie für möglich gehalten.“

„Was denn?“ bohrte Dewitz in barschem Tone.

„Kurz vor Ihnen, Herr Direktor, betrat ein Herr den Kasserraum, der mit Ihnen eine so erstaunliche, eine so unglaubliche Ähnlichkeit aufwies, daß ich ihn im ersten Augenblick ohne weiteres mit Ihnen verwechselte.“

„Er lügt,“ dachte Dewitz, „er sucht nach einer Ausrede. Ich habe einen Augenblick das Profil des Fremden gesehen. Nicht die Spur einer Ähnlichkeit.“ Laut setzte er hinzu:

„Wie heißt der Herr, von dem Sie sprechen?“

„Bauhofer — Eduard Bauhofer. Der neue kaufmännische Leiter von der Chalwa-Aktien-Gesellschaft.“

Der Name war Dewitz nicht fremd. Er nickte kurz.

„Allerdings seltsam — nun, hoffentlich verwechseln Sie uns nicht wirklich einmal. Es könnte doch sehr unangenehme Folgen haben... besonders für Sie. Im übrigen... ist diese — angebliche — Ähnlichkeit auch den anderen Herren aufgefallen?“

„Ich glaube nicht — der Herr kam direkt an die Kasse und präsentierte einen Sched. Das andere Personal pflegt nicht auf die Kunden zu achten, mit denen es nicht gerade etwas zu tun hat. Es wird kaum jemand aufgesehen haben.“

„Ich danke — es ist gut,“ verabschiedete Dewitz seinen Kassierer, der sich mit höflicher Verbeugung leise zurückzog. „Eigentlich sieht das alles nicht aus wie Schwindel,“ grübelte Dewitz, als er allein war. „Immerhin — man kann nicht vorsichtig genug sein.“ Er rief den Kassierer nochmals herein.

„Wissen Sie, ob dieser — dieser Herr Bauhofer in absehbarer Zeit wieder etwas bei uns zu tun hat?“

„Er hat sich anmelden lassen für morgen früh. Bei dem Leiter der Lombardabteilung.“

„Danke!“

Die Kasse und die Lombardabteilung waren räumlich ziemlich weit getrennt. Das begünstigte den Plan des Direktors. Er klingelte seine Auskunft an und bat deren Chef zu sich — sofort.

„Es muß,“ sagte er zu ihm, „vermieden werden, daß mein Kassierer, Herr Penner, und Herr Krüger von der Lombardabteilung bis morgen früh acht Uhr, wenn der Dienst beginnt, irgendwie miteinander in Verbindung treten. — Wenn es sich nicht vermeiden läßt — ohne unliebsames Aufsehen zu erregen —, so will ich über jedes zwischen den beiden Herren gewechselte Wort unterrichtet werden. Ich verlasse mich ganz auf Sie.“

Wieder allein, öffnete Dewitz die mit Milchglas verklebete Tür seines Privatbüros, und während der ganzen folgenden Zeit, bis zum Schluß der Dienststunden, beschäftigte er sich lediglich damit, den Kassierer unauffällig zu beobachten. Der freilich nicht den geringsten Versuch machte, seinen kleinen Käfig zu verlassen.

Früh am anderen Morgen bekam er bereits die Mitteilung, daß die Herren Penner und Krüger, die zudem seit längeren Jahren halbwegs miteinander verfeindet waren, sich bestimmt in der Zwischenzeit weder gesehen noch gesprochen hätten.

„Augenblicklich werden sie im Bankgebäude durch einen meiner Beamten überwacht, der sich dort unter einem geschäftlichen Vorwande aufhält. Bis zum Zeitpunkt Ihres Erscheinens, Herr Direktor.“

„Gut, gut.“ Dewitz nickte dem Inhaber der Auskunft, der über einen Stab anerkannter Privatdetektive verfügte, mit gespieltem Gleichmut zu. Dann stieg er ins Auto und fuhr zur Bank, vor der er lange Zeit auf- und niederging, bis er schließlich den Herrn Bauhofer, den er an Hut und Mantel erkannte, eintreten sah und ihm auf dem Fuße folgte.

Vor der Lombardabteilung wiederholte sich das Schauspiel vom Tage vorher. Auch Krüger geriet in kaum zu bemäntelnde Erregung, als sein Blick erst auf den Kunden, dann auf seinen Chef fiel.

Dewitz ging schnurstracks in sein Zimmer, wo er halb tot in den Stuhl sank und sich den Schweiß von der Stirn wischte.

„Es gibt ja so etwas wie Doppelgänger,“ dachte er. „Man hat davon gehört und es ist ja auch nicht so erstaunlich, daß dergartiges vorkommt. Aber hier... ich verstehe die ganze Sache nicht. Ich habe mir den Kerl genau angesehen — nicht die Spur einer Ähnlichkeit, von ganz groben Kennzeichen abgesehen. Andere Augen, einen anderen Mund — auch die Stirn ist gänzlich anders geformt. Und doch, es besteht kein Zweifel, die Menschen sehen mich so, wie ich den Bauhofer sehe. Sie merken keinen Unterschied. Es ist entsetzlich, viel schlimmer, als wenn es sich um bloße Doppelgänger handelte. Das ist ein Zufalls-spiel der Natur. Aber hier beginne ich an mir selbst zu zweifeln — hier verliere ich plötzlich den Zusammenhang mit der Umwelt und mit meinem eigenen Ich. Die Menschen kennen mich ja alle nicht, — kennen mich anders, als ich es tue.“

Er erhob sich plötzlich, verlieh wieder die Bank. Draußen ging er lange nachdenklich spazieren, ohne zu einer beruhigenden Lösung zu kommen.

Schlimmer wurde es noch im Laufe der nächsten Tage, als ihn bald hier, bald dort jemand mit „Herr Bauhofer“ anredete und durch Fragen oftmals in die peinlichste Verlegenheit versetzte. Er verlor den Appetit und gierte vergeblich nach Schlaf.

„Ich muß ein Ende schaffen“, entschloß Dewitz sich endlich und schrieb an Bauhofer einen sehr liebenswürdigen Brief, in dem er ihn höflich bat, ihn am nächsten Vormittag 10 Uhr in seinem Privatbüro auf der Bank in einer persönlichen Angelegenheit aufzusuchen.

Dewitz sagte dem Bürodienner Bescheid. Aber am andern Morgen kam ihm irgendeine geschäftliche Sache dazwischen, so daß er sich um ein paar Minuten verspätete. Als er den Abfertigungsraum betrat, kam ihm der Bürodienner entgegen, verbeugte sich und sagte höflich: „Der Herr Bankdirektor warten bereits in seinem Zimmer.“ Dewitz sah den Diener starr an, er hatte jenes bekannte schmerzhaft empfindende, als sträubten sich seine Haare, und fühlte, wie er am ganzen Leibe zitterte. Er drehte sich mit einer hilflosen Bewegung um und verlieh ohne Erklärung, fast fluchtartig, das Haus...

Zuletzt sah man ihn weit draußen vor der Stadt, wo der große staatliche Forst beginnt. Er lief dort mit irren, wilden Blicken, mit hervorquellenden Augen und heftigen Schritten einen wenig begangenen Waldweg entlang, und die ihn trafen, erklärten später übereinstimmend, daß er einen überaus erregten und zerschlagenen Eindruck gemacht habe.

Doch wird es sich voraussichtlich niemals mehr einwandfrei feststellen lassen, ob der Direktor Dewitz Selbstmord begangen hat oder das Opfer eines Verbrechens geworden ist. Nur das Vorliegen eines Unglücksfalles ist von allen Seiten sofort und offenbar mit Recht abgestritten worden — hierfür ergab sich nicht der geringste Anhaltspunkt.

Eine Gespensterstatistik.

Die Statistik gilt als das beste wissenschaftliche Beweismaterial bei allen denen, die an den Wert der Zahlen glauben und noch nicht wissen, in welcher Weise häufig solch statistisches Material zustande kommt. So ist es kein Wunder, daß nun auch die Spiritisten anfangen, da sie sonst keine wissenschaftlichen Beweise erbringen können, wenigstens mit Hilfe der Statistik den Beweis für die Richtigkeit ihrer Lehren zu geben. Der Bibliothekar des Verbandes der französischen Spiritistenvereine in Paris hat sich die Mühe gemacht, sämtliche Gespenstererscheinungen der letzten fünfzig Jahre aufzuzeichnen und nun in einer Statistik vereinigt der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Nicht weniger als 19 000 Geistererscheinungen sind in dieser Statistik aufgezeichnet. Aber der Herr Bibliothekar glaubt selbst nicht an die Zuverlässigkeit seines Materials. Von all den 19 000 Geistererscheinungen läßt er noch keine 5 Prozent als genügend verbürgt, als authentisch gelten. Nur 800 Fälle sollen in 50 Jahren beglaubigt sein. Ein etwas skeptischerer Kritiker würde wahrscheinlich aus der Reihe dieser 800 noch eine ganz gewaltige Zahl zu streichen wissen. Denn die Spiritisten sind sehr gläubige Leute, die von wissenschaftlicher Kritik und einwandfreiem Beweismaterial nicht viel halten, sondern alles von der subjektiven Erfahrung erhoffen. Unter den 800 Fällen der Gespensterstatistik sollen 290 sich befinden, in denen es gelungen ist, die Identität des erschienenen Geistes mit einem Verstorbenen festzustellen.

Die meisten Gespenster hat man natürlich in Amerika gesehen. Dort sind sie inzwischen etwas alltäglich geworden, und es vergeht kein Tag mehr, an dem nicht irgend ein spiritistischer Birkel über neue Geistererscheinungen zu berichten weiß. Amerika mit seinem Seifenwasser, mit seiner seltsamen bizarren Form der Frömmigkeit, mit seiner nüchternen Alltäglichkeit ist das günstigste Gebiet für Geistererscheinungen, für spiritistische Elemente. Die Leute, die die ganze Welt in Dollar umrechnen, die alle Menschen in Uniformen zwingen, die das ewige Einerlei der Maschinen zum höchsten Gesetz erheben, sie sind prädestiniert für den Protest gegen das Maschinelle, gegen das Materielle, gegen die Naturgesetze, gegen die Gesetzmäßigkeit überhaupt. Für sie ist der Spiritismus die Befreiung von der lästigen Tagesfessel, die Flucht ins Geistige, die Flucht ins Ueberfinnliche, die Flucht vor dem erdrückenden materiellen Gesetz des Geldes. Dies Land mußte das moderne Mutterland des Spiritismus und der Geistererscheinungen werden. Aber der Pariser Bibliothekar ist mit den Berichten der amerikanischen Spiritisten offenbar nicht sehr zufrieden. Er ist kritischer, skeptischer als diese Leichtgläubigen, nur allzu willig geistersehenden Amerikaner. Er schenkt den Geisterberichten aus Amerika keinen Glauben und bezeichnet sie im allgemeinen als unzuverlässig, und obwohl der weitaus größte Teil aller Geisterberichte aus Amerika stammt, steht Amerika doch erst an dritter Stelle mit den authentischen Berichten über Geistererscheinungen.

Die meisten authentischen Berichte lieferte England. Und dort wird in der Tat der Spiritismus in einem fast wissenschaftlichen Gewande betrieben. Die Londoner Gesellschaft für psychische Forschung nimmt das Problem sehr ernst und prüft die Experimente sehr sorgfältig. An zweiter Stelle stehen die spiritistischen Verbände von Paris, die ebenfalls eine große Zahl als authentisch anerkannter Geistererscheinungen registriert haben.

Geheime Gefahren des Raketenautos.

Fritz von Opel wird nun in Kürze mit einem neuen Typ des Raketenautos, einem Wagen, der auf Schienen daßergleichen, den Versuch unternehmen, den Weltgeschwindigkeitsrekord zu erobern. In der Begeisterung, mit der man die neue Erfindung überall begrüßte, hat sich eigentlich niemand recht über die Einzelheiten und vor allem über die Gefahren dieses rasenden Teufels von Raketenauto orientiert. Wir wissen aus Erzählungen, die Fritz von Opel nach der Fahrt machte, daß er in einem gewissen Taumel der Begeisterung, entgegen seinem ursprünglichen Voratz, die Raketen schneller zur Explosion brachte, als mit der Sicherheit der Fahrt des Wagens und des Führers vereinbar war. Es steht heute fest, daß er eine Stundengeschwindigkeit von fast 230 Kilometern erreicht hat. Das war sehr viel mehr, als ursprünglich vorausgesehen war, schon deshalb mehr, weil es die Höchstgrenze der auf der Abus erlaubten Geschwindigkeit erheblich übersteigt. Man hatte aber ursprünglich nicht mit größerer als der erlaubten Geschwindigkeit fahren wollen. Die Folge davon war, daß Fritz von Opel eine Zeit lang die Steuergewalt über den Wagen verlor, und heute erst wissen wir, daß es eigentlich ein Wunder ist, daß kein Unglück, keine Katastrophe geschehen ist. Der Wagen ist nämlich eine ganze Strecke überhaupt durch die Luft geflogen. Wenigstens hat er streckenweise mit seinen Vorderwägen den Boden überhaupt nicht berührt. Da aber die Vorderwägen die Steuerräder sind, so besaß faktisch der Führer überhaupt keine Gewalt mehr über den Wagen. Es ist also einfach ein Glückszufall, daß der Wagen nicht in die Zuschauerarmen hineinstras, daß kein fürchterliches Unglück geschah.

Die physikalische Frage nun, wie diese Antriebskraft entsteht, ist verhältnismäßig leicht zu beantworten. Der Wagen selber, der ja in seinem Vorderteil keinen Motor enthält, ist verhältnismäßig leicht. Das ganze Hauptgewicht von nicht weniger als 1/2 Zentnern Sprengstoff liegt im hinteren Teil des Wagens und zwar zu einem großen Teil noch hinter der Hinterachse. Es ist also leicht verständlich, daß im Augenblick der Fahrt nach dem Gesetz

von der Diagonale zweier aufeinander wirkender Kräfte der Wagen sich vorn anhebt und höchstens noch mit den Hinterrädern den Boden berührt. Zu diesem Zweck hat man ja auch an dem Wagen kleine Tragflächen angebracht, die bei der Fahrtgeschwindigkeit einen Luftdruck aufnehmen, der den Wagen an den Boden preßt. Da nun aber bei der Fahrt auf der Abus eine Geschwindigkeit von 230 Kilometern nicht vorgesehen war, so waren auch die Tragflächen nicht groß genug, um bei so großer Geschwindigkeit das Raketenauto noch an den Boden zu pressen. Man sieht aus diesen Mitteilungen, wie wenig das ganze Problem des Raketenantriebs bisher noch geklärt ist, und wie vorsichtig man deshalb in der Beurteilung seiner Bedeutung für den Verkehr sein muß. Es gibt noch eine Menge von physikalischen Gesetzen, deren praktische Auswirkungen erst erprobt werden müssen, ehe wir in der Lage sind, uns über die verkehrstechnische und wirtschaftliche Bedeutung der Rakete als Antriebsmittel ein Bild zu machen.

Aus aller Welt.

Ameisen, die Ställe bauen. In Ostindien lebt eine Ameise (*Oecophylla smaragdina*), die dadurch merkwürdig ist, daß sie ihre Nester aus Blättern herstellt, welche sie mit Spinnfäden aneinander befestigt, wobei als Klebstoff ein von den Larven der Ameise ausgeschiedener Spinnstoff verwendet wird. Diese Ameisen leben in der Regel mit Blattläusen zusammen, da ihnen der Honigtau, den diese produzieren, zur Nahrung dient. Um sich der Blattläuse aber zu versichern, bauen nun die *Oecophylla*-Ameisen in ihren Nestern sogar eigene Ställe, für sie, die nach Anauer, oft bis 40 Zentimeter im Durchschnitt aufweisen. Auch einige der bei uns vorkommenden Ameisen sperren ihre Blattläuse in Ställe, die man als „Blattlauspavillons“ bezeichnet; doch werden diese nicht innerhalb der Nester, sondern an den Pflanzen, an denen die Blattläuse leben, angelegt. So fand ein Forscher z. B. solche „Pavillons“ an den Stengeln einer Wolfsmilchpflanze.

Die Eisenbahnfahrkarte. Als die Eisenbahnen aufkamen, war der Ankauf eines Fahrtausweises noch nicht so einfach wie heute. Damals mußte man sich erst auf dem Bahnhofe anmelden, wenn man eine Reise unternehmen wollte. Da wurde man nach Name, Wohnort, Beruf und Reiseziel gefragt. Waren diese Formalitäten erledigt, so erhielt man eine Quittung ausgestellt, auf der Fahrpreis, Wagenklasse, Name und Reiseziel angegeben waren. Dieses Stück Papier mußte man gut aufbewahren; denn es ersetzte die Eisenbahnfahrkarte und mußte am Ziel der Reise abgegeben werden. In den vierziger Jahren kam dann ein Eisenbahnangestellter in Newcastle in England auf die Idee, statt dieser geschriebenen Zettel gedruckte Kärtchen anfertigen zu lassen. Er unterbreitete diesen Vorschlag seiner Eisenbahndirektion. Diese nahm ihn an, und so wurde die Eisenbahnfahrkarte eingeführt.

Tiere, die sich selbst fressen müssen. Der Naturforscher der Mount-Everest-Expedition, Major Higham, fand auf dem Himalaya in einer Höhe von 4000 Fuß winzige Spinnen. Die Tiere lebten auf zerbrochenen Felsstücken, die als Inseln aus einem kleinen Gewässer herausragten, das jedoch dick mit Eis und Schnee bedeckt war, wie denn in der ganzen Umgebung keine Spur von Vegetation oder Leben zu entdecken war. Aus diesem Grunde, d. h., da es vollständig an Nahrung für die Tiere fehlte, nimmt der genannte Forscher an, daß die Spinnen — die wohl als die am höchsten lebenden Tiere der Erde zu betrachten sind —, um zu leben, sich gegenseitig selber auffressen müssen.

Fort mit dem unaufgeschnittenen Buch. Das unaufgeschnittene Buch hat verschiedene Nachteile. Zunächst geht viel Zeit mit dem langweiligen Aufschneiden verloren. Die Schneidemaschine besorgt das in wenigen Sekunden viel besser. Infolge des dicken weißen Papiers, das heute meist bei Büchern verwandt wird, bekommt derjenige, der das Buch aufschneidet, seine Kleider voll weißer Flöckchen, die nur mit Mühe wegzubürsten sind. Dann steht ein mit der Hand aufgeschnittenes Buch meist nicht sehr geschmackvoll aus. Man muß nur einmal ein mit der Maschine aufgeschnittenes Buch mit einem, das mit der Hand aufgeschnitten worden ist, vergleichen, dann wird man gleich den großen Unterschied herausfinden. Bei einem solchen Vergleich kommt man unwillkürlich zu der Frage: Warum gibt es noch Verleger, die unaufgeschnittene Bücher in die Welt senden?

Fröhliche Ecke.

Der kleine Fritz ist mit seiner Mutter im Zoo gewesen. Seitdem möchte er ein kleines Zebra haben. „Aber, Kind, nun hör' endlich auf, mich zu quälen,“ sagt die Mutter, „erstens ist ein Zebra viel zu teuer und zweitens muß es Tag für Tag gefüttert werden.“ — „Nein, das ist nicht nötig,“ antwortet Fritzchen, „wir nehmen eins von denen, wo am Gitter steht, sie dürfen nicht gefüttert werden.“

„Ich habe für sie ein Lied komponiert,“ sagte der Musiker, „in dem ich ausdrückte, wie sehr ich sie liebte. Aber sie hat es zurückgeschickt und sagen lassen, ich sollte das Lied für Chorgesang umschreiben.“

„Ja, warum denn?“

„Damit alle die anderen mitsingen können.“

„Du machst dir keinen Begriff, meine Frau ist die Bescheidenheit selber!“ — „Das alaube ich dir gern, sonst hätte sie dich nicht genannt!“